Zeitschrift: Wissen und Leben

Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft

Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Die Kämpfe um Novara, 1495 : ein Vorspiel der italienischen Kriege [Schluss]

Autor: Gagliardi, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-764035

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE KÄMPFE UM NOVARA, 1495

EIN VORSPIEL DER ITALIENISCHEN KRIEGE

(Schluss)

Während die Liga so trotz erdrückender Übermacht den entscheidenden Schlag nicht wagte, hatte sich die französische Armee in Vercelli, auf savoyischem Gebiet, zwar wieder gesammelt; ihre Verfassung schloss aber ein Eingreifen nach wie vor aus. Einzelne der königlichen Schweizer, denen man den Abschluss eines Kapitulats zwischen der Eidgenossenschaft und Mailand gemeldet hatte, gingen sogar zum Feinde über, und 250 Mann des Herzogs von Orleans nahmen bei Moro Dienste. Auf der andern Seite freilich war die bisher versteckte Zwietracht der Verbündeten so hoch gestiegen, dass die Venetianer gegen Moro, der schon mit dem König unterhandelte, seinen erbittertsten Gegner Gian Giacomo Trivulzio zu gewinnen suchten und an eine Ermordung der Brüder San Severino dachten. Die Belagerten zogen aber davon keinen Vorteil. Sie nährten sich bereits von ihren Pferden und mussten Wein und Brot fast entbehren. 150 Bettler und Weiber wurden auf Orleans Befehl aus der Stadt geschickt. Vor allem aber gestaltete sich die Verteidigung der angegriffenen Vorstädte immer schwieriger: nur das Eingreifen der Schweizer rettete am Abend des 15. August vor Erstürmung. Auf Befehl des venezianischen Senats hatten die Stradioten inzwischen die ganze Umgebung von Novara aufs furchtbarste verheert und dehnten nun diese Plünderung auch auf das savoyische Gebiet, gegen Vercelli, aus, so dass die Belagerer, die Tausende von Kühen und Schafen erbeutet hatten, jetzt im Überfluss schwelgten. Die Franzosen aber, die stets enger umschlossen wurden, sahen den Zeitpunkt der gänzlichen Entblößung an Nahrungsmitteln immer näher rücken. Kranke und Gesunde rissen jeden Tag in ganzen Abteilungen aus. Am 23. August gingen 150 Reiter zum Feinde über, da sie das ungenießbare Wasser, die beständigen Anstrengungen und Entbehrungen nicht mehr weiter ertragen konnten. Häufig starben diese Flüchtlinge aber noch, wenn man ihnen das erste Essen reichte. Novara glich einem großen Spital. Die Leute kamen vor Hunger in den Straßen um. Die nächtlichen

Signale, mit denen man die königlichen Truppen herbeizurufen suchte, wurden aber nach wie vor nur vom Gegner bemerkt; kaum dass sich einige Verproviantierungs- oder Aufklärungskontingente in der Ferne zeigten. Während Karl VIII. sich in Chieri amüsierte, zündeten die Belagerer bereits die Vorstädte an und bereiteten die Erstürmung vor, die nur durch das bodenlose Terrain und die Ängstlichkeit Moros verhindert wurde.

Während der Herzog von Orleans und die unglücklichen Novaresen sich so mit einer Standhaftigkeit verteidigten, welche die früher begangenen Fehler wenigstens einigermaßen entschuldigt, hatte in der Eidgenossenschaft eine heftige Bewegung zu ihrer Befreiung eingesetzt. Die königlichen Boten, die Ende Juli zu ihr abgeordnet worden waren, hatten auf ihre Anträge wegen Erneuerung des seinerzeit mit Ludwig XI. bestehenden Bündnisses zwar nur zwiespältige Antwort empfangen, für ihren nächsten Zweck, die unverzüglichen Werbungen, aber einen sehr geeigneten Boden gefunden. Die schon monatelang herrschende Agitation hatte bereits eine Zügellosigkeit bewirkt, die sich den obrigkeitlichen Befehlen je länger je mehr entzog. Die im Land herumreisenden Boten, die überall an frühere Einverständnisse anknüpfen konnten und alte Agenten besoldeten, brauchten nur das Füllhorn ihrer Versprechungen auszuschütten, um massenhafte Anhänger zu finden. In Freiburg bestätigten sie ausdrücklich die Zusagen des Herzogs von Orleans, die angrenzenden Teile des Herzogtums Mailand abtreten und alle möglichen sonstigen Privilegien gestatten zu wollen. In Luzern, wo die maßgebenden Persönlichkeiten, wie der Schultheiß Ludwig Küng und der Staatsschreiber Ludwig Fehr, sich zum Teil von beiden Seiten bezahlen ließen, fanden sie bei der immer noch lebendigen Erbitterung gegen Moro zahlreiche Werber. Ludwig Küng und Peter Russ als Hauptleute nahmen ganz offen Knechte an. Ihren Haupterfolg ernteten die königlichen Gesandten aber vor allem in Uri, wo ihnen keine Mailänderpartei die Wage hielt. Als die Berner Boten Wilhelm von Diesbach und Caspar vom Stein am Abend des 24. August zur Luzerner Tagsatzung erschienen, kamen sie eben recht, um die triumphierende Rückkehr ihrer Gegner zu genießen. Die drei Gesandten liefen auf großen Schiffen mit Pfeifen, Trommeln und mächtigem Geschrei und Gefolge eben in den Hafen ein, und

zahlreiche Luzerner waren ihnen entgegengefahren: einem Herzog hätten sie nicht mehr hofieren können. Überall herrschte dienstbeflissene Erregung. Mit Absicht und Bosheit zählten die Franzosen den bernischen Boten dann die Ehren und Zusagen auf, die sie in den Ländern erfahren hatten. Der Bailli von Dijon benahm sich als der wahre Landesherr und erklärte den Bernern ausdrücklich: wenn sie nicht so witzig seien, ihm gute Antwort zu geben, so wisse er mit ihren Gemeinden das Mehr wohl zu machen. Die ergrimmten Berner, die sahen, dass der Fremde zum eigentlichen Gebieter der Eidgenossenschaft geworden war, richteten auf der Tagsatzung umsonst ihren Auftrag aus: es war nicht schwer vorauszusehen, dass die noch vorhandenen Widerstände vor dem Glanz und der Sicherheit dieses Auftretens sich beugen würden. Aus Altdorf erfuhr Moro, dass täglich Hunderte von Knechten zum Könige durchliefen und dass noch mehr über Unterwalden und Wallis zögen. Luzern, wo die Stimmung in unberechenbaren Launen schwankte, beschloss bereits, sich der Stellungnahme der Urkantone anzuschließen, deren offenkundige Franzosenfreundschaft niemandem zweifelhaft bleiben konnte, und wenn es Moro durch massenhafte eigene Werbungen möglich gewesen wäre, diese Erfolge der königlichen Gesandten wenigstens einigermaßen zu durchkreuzen, so verhinderte ihn daran seine durch die steten Geldverlegenheiten verursachte Sparsamkeit. Umsonst, dass auch die Venezianer einzelne Gelder schickten und durch ihren Gesandten in Mailand Moro bearbeiten ließen, damit er nichts versäume. Trotz aller obrigkeitlichen Verbote brachen auch in der Ostschweiz die Knechte überall zum König auf, und aufs neue musste der zürcherische Rat dem Gerüchte entgegentreten, es sei Geld von Mailand gekommen und ausgeteilt worden. Wie stets, wenn man durch die Ungebundenheit des Söldnertums in schlimme Lage gekommen war, tauchte zwar auch jetzt wieder der Gedanke auf, den Frieden, den man im eigenen Lande nicht halten konnte, den fremden Mächten zu vermitteln. Ja, es gab unter den Tagsatzungsboten sogar Leute, welche die mailändischen Boten geradezu ermunterten, zwei- bis dreitausend Knechte anzunehmen; denn dann könne die Eidgenossenschaft niemals zugeben, dass die in verfeindeten Lagern Stehenden in Kampf mit einander gerieten: man werde eine Ge-

sandtschaft zu Karl VIII. schicken und ihn womöglich zur Heimkehr veranlassen; wenn er sich weigere, würden sie ihren Leuten befehlen, heimzukehren. Den Gesandten Moros schien es allerdings, dass dieser Weg in erster Linie dazu bestimmt sei, den Orten Pensionen und Vorteile von beiden Seiten einzutragen. Jedenfalls aber war bei einer derartigen Auffassung klar, dass von einer ins Gewicht fallenden Bekämpfung des Söldnertums nicht mehr die Rede sein konnte. Um den 10. September brach man in allen Teilen der Eidgenossenschaft mit offenen Fähnlein zum König auf, so dass „niemand, der sich vermog", zu Hause bleiben wollte. Umsonst, dass die Berner nach allen Seiten schrieben und die Pässe bewachen ließen, sowie einzelne verhafteten. Während man noch die Hoffnung aussprach, die Leute im Lande zu behalten, lief bereits die Nachricht ein, dass auch die Berner Miene machten, wegzuziehen und zum Teil bereits fortgelaufen seien. Trotzdem auch Solothurn auf bernisches Drängen am 15. September ein neues, strenges Reisverbot erließ, so schlugen sich doch auch dort Einzelne hinaus und bemächtigten sich eines alten Fähnleins, das ihnen vor Jahren vom König geschenkt worden war. Umsonst, dass man ihnen eine Ratsbotschaft nachschickte und sie zur Heimkehr und Rückgabe des Fähnleins aufforderte: sie antworteten, der König habe 40 000 Kronen ins Land geschickt; darum wollten sie ihm zu Hilfe kommen, wie es die andern Orte ebenfalls getan hätten — die ließen ihre Leute auch laufen, um Gut zu gewinnen. Als die Obrigkeit von weiteren Zusammenrottungen hörte und die Tore schließen ließ, sprangen Einzelne über die Stadtmauern hinaus, rannten in die Schiffe und machten sich auf dem Wasser fort. Umsonst, dass man auch nach Neuenburg eine Ratsbotschaft schickte: es blieb nichts anderes übrig, als sich zu fügen, wenn man auch nach wie vor die Reisverbote, Gefängnis- und Bußedrohungen erließ und damit wenigstens das Wegziehen in großen Haufen hinderte; „denn die Kraft des regierenden unfridsamen Planeten Saturn uns mit sinen kreftigen Helfern der Planeten zů Gedult zwingt" [1]). Wohl war es Moro gelungen, durch sein Einverständnis mit Supersax, durch Geldspenden, Zollprivilegien und

[1]) Solothurn an Basel und Bern, 25. und 19. September.

die Tätigkeit seiner unaufhörlich hingesandten Agenten den Walliser Landrat auf seine Seite zu bekommen. Doch der Bischof ließ sich weder dadurch noch durch päpstliche Breven an der Begünstigung der Franzosen hindern. Nachdem bis zum 8. September etwa 6000 Knechte durchgezogen waren, allerdings vielfach schlecht oder gar nicht bewaffnete Truppen, da der Bailli schließlich alle angenommen hatte, bis zu den Spitälern — brach der Bischof gegen Ende des Monats mit weiteren 3000 von ihm angeworbenen selber zum König nach Vercelli auf. Gleichzeitig erhielt Moro aus Bellinzona Nachricht, dass auch die Urner sich wieder regten. Die Leventinesen streuten im Bleniotal das Gerücht von einer Abtretung Blenios und Biascas aus, und am 3. September kam von dort her Bericht, die Urner seien mit offenem Fähnlein nach Airolo gerückt, um den Franzosen zuzuziehen. Und als Moro die Nachricht vom allgemeinen Aufbruch zu Karl VIII. nicht glauben wollte, wurde ihm am 13. September aus Bellinzona ausdrücklich bestätigt, dass seit den Burgunderkriegen eine solche Massenerhebung nicht mehr vorgekommen sei: 10 000 seien allein bei Bellinzona durchgezogen, sodass man an ein Verbot gedacht habe; in Uri und den anstoßenden Gebieten seien nur Greise und kampfunfähige Leute zurückgeblieben: sonst sei alles fort; aus Graubünden allein 2000. Und zwei Tage später, nachdem man genauere Zahlen erkundet hatte, stieg die Zahl der Weggezogenen schon auf 15 000, darunter 5000 Graubündner. Umsonst, dass man wenigstens im Wallis mit allen Kräften zu hemmen suchte. Die Knechte, die auf das Gerücht, es seien Einzelne von ihnen überfallen und beraubt worden, nur mit Mühe von einem Marsch gegen Domo abgehalten werden konnten, schlugen, so weit sie nicht über den großen St. Bernhard in savoyisches Gebiet zogen, den Weg über allerlei Nebenpässe ein, und die Bemühungen, das Wasser auf die eigene Mühle abzuleiten, blieben größtenteils vergeblich. Wohl herrschte gegen den die Franzosen offen begünstigenden Bischof unter den Bauernschaften des Oberwallis bereits eine eigentliche Aufruhrstimmung; allein vorderhand ließ er sich durch die Anzeichen des drohenden Sturmes nicht beirren, sondern zog über Aosta und Ivrea dem Könige zu, und Moros Lage wurde dadurch kaum verbessert, dass auch ihm über Chiavenna immer noch neue Söldner aus

Deutschland und der Eidgenossenschaft zuliefen. Nur die Berner hatten es, wie es scheint, fertig gebracht, das Wegströmen ihrer Leute durch ein Verbot, dass die französischen Gesandten ihr Territorium überhaupt nicht betreten dürften, wenigstens im größten Teil ihres Gebietes einigermaßen zu hindern.

Während so statt der begehrten 5000—15 000 Schweizer deren 20—25 000 über die Alpen liefen, hatte sich die Lage in Novara stark verändert. Die Vorstädte waren zwar bereits anfangs September zum Teil von den Novaresen selber angezündet worden, und der von den verschiedensten Einflüssen umkämpfte König blieb nach wie vor in Chieri. Doch spitzten sich die Dinge trotzdem stärker auf die Entscheidung zu: Karls VIII. Truppen, von Krankheiten so gut wie die Belagerten und Belagerer verfolgt, hielten nur mit äußerster Unlust um Vercelli aus; die Franzosen suchten mit oder ohne Abschied nach Hause zu kommen, und die Schweizer entschädigten sich durch Plündern. In Novara aber standen die Dinge zum Verzweifeln. Vom 5. September an war die Lage auch militärisch so schlecht geworden, dass man den Sturm auf die Tore jeden Augenblick erwartete und selbst Karl VIII. den Verlust des Platzes fürchtete. Nachdem er in Turin mit größter Mühe Geld aufgetrieben hatte, wurden dem Bailli von Dijon Boten entgegengeschickt, damit er sich beeile. Die Verbündeten aber, die nach den beständigen Desertionen der Belagerten mit erdrückender Übermacht vor der Stadt standen, rückten nun gegen die Mauern vor, um eine Bresche zu öffnen, und erhielten von Mailand Kanonen. Doch kam es trotz aller Vorbereitungen zu der gewünschten Erstürmung nicht: während die Führer sich erbittert bekämpften, brachen auch unter den Soldaten Eifersüchte aus. Die Schweizer besonders hatten schon Ende August Miene gemacht, zum König überzugehen. Statt also dem Wunsch des über die hohen Kosten ungeduldigen venezianischen Senats zufolge den Krieg durch entschiedene militärische Maßregeln zu beenden, ließ sich der mailändische Herzog auf die schon längst von den Franzosen angeknüpften geheimen Unterredungen ein, und am 14. September begannen die offiziellen Unterhandlungen auch mit den Venezianern. Die Italiener verlangten Novara, die Franzosen Genua. Moro erschien nun auch selber im Feld, und eine starke Partei in der Umgebung des Königs war bereits für

das Nachgeben: bei der beiderseitigen Unentschlossenheit in der Tat das Geratenste. Am 16. September wurde denn auch tatsächlich die Einstellung der Feindseligkeiten für drei Tage und die Verproviantierung der Stadt beschlossen, und nun kamen die seit Ende Juni Eingeschlossenen, so weit sie die furchtbaren Hungerqualen überstanden hatten, wieder zum Vorschein. Tag für Tag waren ihrer vor Erschöpfung gestorben. Zwei Drittel lagen krank, und nur ein erschreckend geringer Bruchteil überlebte die Entbehrungen. 2000 waren allein durch Hunger und Seuchen umgekommen, und die übrigen erschienen in äußerster Magerkeit, mehr tot als lebendig. Die überall herumliegenden Leichname, Kadaver von Pferden etc. machten den Aufenthalt in der Stadt vollends unerträglich; seit der Belagerung Jerusalems durch die Römer, versichert Commynes, seien solche Hungerqualen nicht erhört worden. Die französischen Unterhändler erwirkten nun zuerst dem Herzog von Orleans die Erlaubnis, Novara zu verlassen; denn der König verweigerte alle weiteren Friedensunterhandlungen, wenn man seinen Vetter nicht vorher zu ihm lasse, so dass Moro nachgeben musste. Am 22. September verließ der Herzog so als erster die Stadt, deren Besetzung ihm wie ihr gleich teuer zu stehen gekommen war: die Gesandten hatten dem Moro seine Rückkehr garantiert, falls die Verhandlungen scheiterten; der Marchese von Mantua lieferte sich als Bürge für die Sicherheit der Reise den Franzosen aus, und der Marschall de Gié, der den Herzog abholte, stellte den überlebenden Bewohnern von Novara, die eine verräterische Preisgabe fürchteten, den eigenen Neffen zur Verfügung, mit dem Versprechen, sie ebenfalls binnen drei Tagen zu erlösen. Der ganz kampfunfähige Teil der Besatzung, zirka 1000 Mann, schlüpfte damit gleichfalls hinaus, und drei Tage später folgten die übrigen: 5500—6000 Mann, darunter zirka 3300 Schweizer, aber kaum 600 noch im Stand, sich wirklich zu verteidigen — dazu ganz wenige Pferde, da man die meisten aufgegessen hatte. Obgleich es also zu blutigen Kämpfen gar nicht gekommen war, ging so ein volles Drittel der Besatzung zu Grunde — die Desertionen allerdings nicht gerechnet. Selbst auf dem Heimweg oder auf der Straße nach Vercelli kamen noch zahlreiche weitere um, trotzdem ihnen sogar die Feinde beisprangen. Commynes, der in der Umgebung Karls VIII. vor allen

andern auf schleunigen Friedensschluss gedrängt hatte, rettete etwa fünfzigen, die in einem Garten bei Cameriano niedergesunken waren, das Leben, indem er ihnen etwas Suppe reichen ließ. In Vercelli teilte der König ihnen 800 Francs an Almosen aus und ließ Lebenden und Toten den Sold bezahlen, auch den Schweizern, von denen wohl 400 gestorben waren. Aber so viel man auch zu helfen suchte, so kamen doch auch in Vercelli noch 300 um, die einen vom heißhungrigen Essen, die andern von Krankheit; ein Teil von ihnen verendete geradezu auf den Misthaufen.

In den selben Tagen aber, in denen sich so das Schicksal der Belagerten entschied, trafen endlich die vom Bailli von Dijon angeworbenen schweizerischen Verstärkungen ein, die, wenn früher angelangt, den König wohl zum Kampf bewogen hätten. 8—10 000 Mann stießen bereits zu Karls VIII. Heer, wo sich noch etwa 2000 Veteranen vom Zug gegen Neapel her befanden. Da der König in der begreiflichen Furcht vor Gewalttätigkeit die Vereinigung der beiden Haufen nicht gestattete, blieben die übrigen etwa zehn Meilen entfernt. Im ganzen zählten sie über 22 000 Mann, und Commynes meint, es hätten sich wohl noch nie so viele Schweizer überhaupt zusammengefunden. Nach der Meinung von Leuten, die sie kannten, seien nur wenige Waffenfähige in der Heimat geblieben. Man habe die piemontesischen Alpenpässe sperren müssen, um keine weiteren eindringen zu lassen: sonst wären sogar Weiber und Kinder erschienen. Man könne sich fragen, ob dieser massenhafte Aufbruch der besondern Vorliebe für die Franzosen entsprungen sei, da der verstorbene König Ludwig ihnen so viel Gutes getan und zu ihrer Ehre und ihrem Ruhm vor aller Welt verholfen habe, und in der Tat hätten einzelne Alte eine solche Liebe zum König besessen und seien siebzigjährige Hauptleute in großer Zahl erschienen, die einst im Kampf gegen Karl von Burgund angeführt hätten. Der hauptsächlichste Beweggrund aber sei die Habsucht und die große Armut gewesen; denn zwei der Kantone, Bern und Zürich, hätten sich gegen die Franzosen erklärt. Trotzdem aber seien alle Waffenfähigen gekommen, und zwar so viel schöne, kräftige Leute, wie er sie nie gesehen habe, so dass es ihm unmöglich schien, sie zu schlagen, außer wer sie durch Hunger, Frost oder eine andere Naturgewalt überwand. In jedem Fall hatte die Kunde von ihrem Nahen

gewiss schon zu Moros und der Venezianer Einlenken beigetragen. Wenn aber die Kriegspartei in der Umgebung des Königs, Trivulzio und die Anhänger Orleans, auf sie die Haupthoffnung für den Kampf gesetzt hatten, so war die ehrenhafte Gelegenheit zum Schlagen schon vorüber. Im Schloss von Novara standen nach dem Abzug der französischen Besatzung nur noch 30 Mann; sonst blieb die Stadt ihren Bewohnern überlassen, die einen Eid geleistet hatten, bis zum Friedensschluss weder Italiener noch Franzosen aufzunehmen. Die Uneinigkeit im französischen Lager, die Vergnügungssucht und Zerfahrenheit des Königs, der schlechte Stand des Heeres und die allgemeine Unlust, wegen des einzigen Novara einen neuen schweren Kampf anzuheben, der Geldmangel und die Erwägung des bevorstehenden Winters hatten ein Eingreifen, so lange dies den Belagerten noch Hilfe zu schaffen vermocht hätte, gehindert. Nun, da man die fast Verhungerten durch Friedensunterhandlungen befreit hatte, verbot neben der Klugheit fast der Anstand schon den Kampf, wenn auch der Herzog von Orleans, der sich inzwischen erholt hatte und von allen möglichen Leuten aufgestachelt wurde, heftig für den Krieg sprach, um so mehr, als er auch den Vorwurf zu hören glaubte, dass er sich mit so ansehnlichen Truppen überhaupt in eine so verzweifelte Lage habe drängen lassen. Der Herr von Ligny und der Erzbischof von Rouen, Georges d'Amboise, sowie einige weitere unterstützten ihn und steckten sich hinter einzelne Schweizer, die ihnen den Kampf anerboten. Da sich im feindlichen Lager ja ebenfalls zahlreiche Eidgenossen befanden und die Venezianer und Mailänder trotz aller Desertionen noch immer 2800 Hommes d'armes, 500 leichte Reiter und 11 500 deutsches und schweizerisches Fußvolk zählten, nebst weitern allerdings sehr ungleichwertigen Truppen, so drohte bei einem Kampfausbruch schon damals das Gemetzel zwischen den eigenen Landsleuten, das fünf Jahre später durch die Schande des Verrats von Novara vermieden ward. Auf der andern Seite freilich operierte die Friedenspartei, die auf die Überlegenheit des Feindes und seine durch Gräben verteidigte starke Stellung, sowie auf die Gefahr einer Hungersnot hinwies, mit der keineswegs unbegründeten Befürchtung, die Schweizer könnten, wenn sie sich vereinigten, den König und alle reichen Leute gefangen nehmen und in ihr eigenes Land

abführen. Am 26. September kam es aus zufälligem Anlass beinahe zur Schlacht zwischen den beiden Heeren, und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit der französischen Unterhändler, vor allem Commynes, um den von hundert Zwischenfällen stets bedrohten Frieden abzuschließen. Trotz allen Widerstands des Herzogs von Orleans, der seine Erbansprüche auf Mailand auch nach dem Scheitern seiner kriegerischen Unternehmung nicht aufgab, wurde indessen in den ersten Tagen des Oktober ein Vertrag zwischen Karl VIII. und dem von seinen venezianischen Bundesgenossen sich trennenden Moro festgesetzt, nach dem der Herzog von Mailand dem König für eine Unternehmung gegen Neapel Hilfe und Durchpass gewährte, die französische Suzeränität über Genua anerkannte, Karl VIII. 80 000 Dukaten früher geliehener Gelder erließ und überdies gegen Venedig Beistand versprach, falls dieses den Frieden ablehne. Da der König eine Eroberung der Lombardei nie beabsichtigt hatte und an der Sonderunternehmung des Herzogs von Orleans kein Interesse besaß, so konnten diese Bestimmungen als äußerst vorteilhaft gelten. Moro, durch das massenhafte Erscheinen der Schweizer wohl erschreckt, trat damit von der antifranzösischen Liga, die er großenteils selber hervorgerufen hatte, wieder zurück und sagte Karl VIII. Unterstützung zu. Den Helfern der Franzosen, also auch den Bewohnern Novaras, die ihm nun wieder überliefert wurden, versprach er Straflosigkeit, und dem Herzog von Orleans für seine Kosten 50 000 Dukaten. Der Friede ward am 9. Oktober endgültig bestätigt. Während aber Moro trotz aller Zusagen die unglücklichen Novaresen durch Kontributionen, gerichtliche Untersuchungen und mehr oder minder unverhüllte Plünderung und Beraubung zur Verzweiflung trieb, so dass die Hauptschuldigen sich fortan in der Verbannung hielten, musste Karl VIII., dem durch das massenhafte Erscheinen der Schweizer zwar ein unverkennbarer diplomatischer Erfolg, aber auch eine schwere finanzielle Verlegenheit entstanden war, die bei diesen herrschende Unzufriedenheit zu beruhigen suchen. Die nach langem Zögern und Verhandeln trotz der Ablehnung Zürichs und Berns zu Stande gekommene Friedensgesandtschaft der Eidgenössischen Orte, die sich gegen Ende September in Martigny gesammelt hatte und am 3. Oktober, also zu spät für die eigentlichen Verhandlungen, nach

Ivrea gelangt war, hörte bereits dort von dem großen Zorn der Knechte, denen ein Monatssold bezahlt und gesagt worden war, der König bedürfe ihrer jetzt nicht mehr, außer, wenn sie nach Neapel zögen: dann wolle er ihnen für drei Monate Sold geben. Die Knechte widersetzten sich dem aber und verlangten in jedem Fall dreimonatlichen Sold, wie er einst im Vertrag mit Ludwig XI. festgesetzt war. Und als die Boten am 4. Oktober auf den Wunsch Karls VIII. nach Casale ritten, erfuhren sie von weiteren großen Ungebührlichkeiten, wie die Söldner „mit gar wilden Stampenyen hinhar zogen". Wo ihrer 200 oder minder gewesen, hätten sie je ein besonderes Fähnlein aufgerichtet und häufig doppelte Soldlisten angegeben, zum großen Missfallen des Bailli und der Franzosen. Nach der Aussage der Musternden seien ihrer über 25 000, „und meinen die Franzosen, dass die alle Welt möchten bezwingen". Der Bailli von Dijon und andere Herren seien übel zufrieden, dass der König den Frieden angenommen habe; „dann er meint, dass ein Kron von Frankrich hübschern Zug von Tütschen niemer überkombt". Die Zügellosigkeit dieser ganz verwilderten Haufen ward aber immer größer. Als die Hauptleute von der Ankunft der eidgenössischen Gesandten in Casale hörten, „haben si sich gar groblich lassen merken und gesprochen: well der Küng zu Casal mit uns tagen, so wellen aber si hie in dermass tagen, das er sin nit wurd lachen!" Als Karl VIII. diese Drohworte vernahm, schickte er eilends während der Nacht einen Boten nach Casale, um die Gesandten zu bitten, bei Tage nach Vercelli zu kommen. Als sie dies taten und darauf am 7. Oktober eine Audienz erhielten, verständigten sie sich zwar mit dem König sehr leicht; die Hauptleute aber erklärten, „si wellen mit unser tagen nütz schaffen haben, sunder für jeden Knecht drei Manotsold haben, oder aber si wellen in nit von Handen lassen, sunders so wellen si us dem Feld ziehen und in die Stadt Versel und die Stadt mit Gewalt inhaben mit sampt dem Küng, bis si für dry Manot bezahlt syen, mit vil groben Worten, das der loblichen Eidgnoschaft nit ehrlich ist". Als nun der Küng diese Wort hörte, ließ er ihnen sagen, „er well si bi diser Tagzyt lassen bezahlen für zwei Manet; umb den dritten well er inen lassen das Gelt gan Luzern schicken bis zur Liechtmess (2. Februar), und darzů gibt er inen die besten Wort, so er kann und mag". Allein auch

das half nichts, „sunders wellen si das Gelt also harbaben für die drei Manot“. Umsonst, dass sich der Prinz von Orange, der Bischof von Sitten und andere ins Mittel legten. In der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober, nachdem Karl VIII. den Frieden ratifiziert hatte, rotteten sich seine Schweizer unter dem Klang der Trommeln zusammen und hielten, nach Kantonen geordnet, im Ring ihre Heergemeinden. Die einen rieten, den König und sein ganzes Gefolge gefangen zu nehmen, besonders alle Reichen, die andern stimmten dem bei, wollten ihn aber nur zur Bezahlung der einst mit Ludwig XI. vertraglich festgesetzten drei Monatssolde zwingen. Wieder andere rieten, dass man bloß auf die Umgebung des Königs, nicht auf diesen selber Hand lege, und erboten sich bereits zur Ausführung. Schon hatten sie zahlreiche Leute nach Vercelli hineingebracht, als Karl VIII., der während der Nacht von einem das Deutsche verstehenden französischen Hauptmann der Schweizer, de Lornay, gewarnt worden war, die Stadt verließ und sich nach Trino, auf das Gebiet des Markgrafen von Montferrat begab. Da über eine Erneuerung der einst von Ludwig XI. aufgerichteten Vereinigung erst beraten wurde, so befanden sich die meuternden Söldner mit ihrer Forderung in jedem Fall im Unrecht, ganz abgesehen davon, dass sie mit Ausnahme von Hinzug und Heimweg erst wenige Tage im Felde standen. Trotzdem ward weiter mit ihnen verhandelt; allein bevor man noch zu einem Entscheid gekommen war, nahmen die alten Reisläufer von Neapel ihre Führer, den Bailli von Dijon und jenen Hauptmann gefangen, um für die Heimkehr eine weitere Zahlung von 14 Tagen zu erpressen. Den andern wurden trotz allen Weigerns zuletzt doch alle drei Monatssolde versprochen, so dass die Gesamtausgabe sich auf reichlich 500 000 Francs belief, wenn sich die wirkliche Auszahlung auch freilich zum Teil noch Jahre lang verzögerte. Zu allem hinzu hieß es noch, die dem Frieden abgeneigten französischen Führer hätten sie dazu angestiftet.

Während nun Karl VIII., nachdem er so im Vertrag von Vercelli für den Augenblick von Moro alles Wesentliche erreicht hatte, am 21. Oktober den Weg nach Frankreich antrat, zogen im Lauf des Oktober die von ihm angeworbenen Knechte nach der Heimat zurück, trotz des reichen Soldes zum Teil in kläglicher Verfassung. Die von Neapel Heimkehrenden, soweit sie

nicht schon früher nach Hause gelaufen waren, brachten die furchtbare Krankheit mit, die, schon früher an einzelnen Stellen heimisch, doch erst von jetzt ab sich über ganz Europa verbreitete und mit um so wütenderer Heftigkeit auftrat, als die ärztlichen Hilfsmittel vorläufig gänzlich fehlten: umsonst, dass man die Kranken anfänglich wie Aussätzige isolierte. Die aus Novara Zurückkehrenden schleppten sich in doppelt elendem Zustande, gelb und abgezehrt, nach der Heimat zurück, wo noch lange das Sprichwort ging, „wann einer ein gelb Antlitz hatt, dass der Nächst zu im sprach: Ich mein, du syest auch zů gelben Wäbern gesin!“ Zahlreiche starben auch jetzt noch vor Erschöpfung auf den Straßen. Von der strengen Bestrafung, welche die Obrigkeiten einst angedroht hatten, war bei der Massenhaftigkeit des Auszugs freilich kaum mehr die Rede. Im Gegenteil erwarteten die Regierungen das Zurückfluten zum Teil mit großer Besorgnis. Der Gegensatz der Städte und Länder, der im Stanser Verkommnis nur ungenügend überbrückt worden war, tat sich aufs neue kund: schon im September hatte ja der Ammann Reding von Schwyz auf der Luzerner Tagsatzung geäußert: „so der Tagen eins gemein Eidgnossen in das Feld kommen, alldann ein ganze Versammlung ze tund und ein Mehrs ze machen“, sodass sich Bern mit Solothurn, Freiburg und Zürich bereits damals gegen Unruhen der heimkehrenden Knechte vorsah. Als dann in der zweiten Hälfte des Oktober der Durchzug wirklich erfolgte, sorgte es zwar für freundlichen Empfang und billigen Markt, erließ aber zugleich ein eigentliches Rüstungsaufgebot. Da die nach Hause Rückenden gleichzeitig alle möglichen Drohungen ausstießen, „besunders wo wir die unsern, mit inen, doch in kleiner Zahl, hinweggelaufen, strafen, . . . das si dem vor sin wellen“, so bedeutete es kein geringes Wagnis, die trotz aller Verbote Weggelaufenen zu strafen. Bern hielt seine Verordnungen im Ganzen aufrecht; Zürich hob sie aber am 22. Oktober auf Bitten der Landschaft auf und begnügte sich mit einer Buße. Als man die Strafsummen jedoch einziehen wollte, begegnete man neuem Widerstand, einer heftigen Agitation, die zu stets wiederholten Begnadigungsbegehren führte, Schimpf- und Schmachreden gegen die Obrigkeit, die allen Verboten zu Trotz wieder Pensionen angenommen habe, und anderes. Zu eigentlichen Unruhen kam

es aber vor allem in Solothurn und Freiburg, wo die Knechte mit offenen Fähnlein in die Stadt zogen und die Anerkennung der Reisstrafen verweigerten. Die Räte mussten trotz allen Widerwillens dem Waldwasser seinen Lauf lassen und sich „zů diser Zit milter Regierung“ unterziehen, und in den Länderorten war von irgendwelcher Bestrafung natürlich erst recht keine Rede.

Die Verflechtung der Eidgenossen in den Kampf der europäischen Fürsten um die Lombardei nimmt damit für einmal ihr Ende. Wenige Jahre später aber beginnt der Streit aufs neue, und eine heftige mailändische und französische Agitation in der Schweiz sorgte inzwischen dafür, die 1495 hervorgerufenen Gegensätze zu verschärfen. Die Kämpfe um Novara haben nun wohl schon als Fortsetzung der Bestrebungen, welche die Lombardei bereits beim Aussterben der Visconti den Orleans überliefern sollten, ihre Bedeutung; ihre hauptsächliche Wichtigkeit gewinnen sie indes als Vorbereitung zu der vier Jahre später einsetzenden französischen Eroberung. Während der von Karl VIII. fast mühelos gewonnene Süden der Krone schon nach wenigen Monaten wieder verloren ging, scheiterte der Handstreich des Feudalherrn zwar zunächst an der Eifersucht und mangelnden Unterstützung seines Königs. Wenige Jahre später aber nimmt Ludwig von Orleans mit den umfassenden Machtmitteln des Staates die Ansprüche wieder auf, die er zum erstenmal in Novara verfochten, und seine zwölfjährige ungestörte Regierung über die Lombardei beweist, dass es sich hier um Ziele handelte, die sich vom nationalen Gesichtspunkt aus vollkommen rechtfertigen. Wohl haben seine Nachfolger ein halbes Jahrhundert später den Versuch, in Italien Fuß zu fassen, in der Hauptsache wieder aufgegeben. Aber als die Krisis der Hugenottenkriege überwunden war, zeigte sich in der Politik Richelieus der selbe Grundsatz, wie in derjenigen Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz I.: die Bekämpfung der Übermacht Habsburg-Spaniens, die sich am Ende des 15. Jahrhunderts wenigstens vorbereitet. Nur das Schlachtfeld, auf dem dieser Fundamentalsatz französischer Diplomatie zum Ausdruck kam, hatte sich inzwischen gewandelt. Wie im 17. Jahrhundert Deutschland, so zog aber am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Italien die auswärtigen Mächte auf sich, und sein ungeheurer kultureller Einfluss gibt der rein politischen Notwendigkeit auch die höchste

geistige Berechtigung. Unter den Ursachen, die dem staatlich zusammenbrechenden Italien einen Einfluss auf ganz Europa gestatteten, der an die Hegemonie des von den Römern unterworfenen Griechenlands erinnert, spielen die italienischen Kriege nicht die geringste Rolle. Indem sie die Völker des Nordens jahrzehntelang über die Alpen führten, bereiteten sie deren Durchdringung mit Geist und Kultur des Südens vor, und selbst der deutsche Protestantismus, den Karl V. mit dem Untergang bedrohte, ist vorwiegend durch die italienischen Feldzüge Franz I. gerettet worden. So knüpfte sich das Größte der modernen Zeit vielfach an die italienischen Kriege. Was verfeinertem geistigem Genießen zunächst als beinahe gleichgültiges Ringen um die europäische Vorherrschaft erscheint, hat in Wahrheit die Entstehungsgeschichte dieses modernen Geistes tief beeinflusst. Indem wir die Anfänge dieser Kämpfe herausgriffen, stellten wir allerdings eine Episode dar, in der sich diese Zusammenhänge noch kaum andeuten. Mit jedem folgenden Jahr werden die Linien aber immer klarer. Von dem Zeitpunkt ab, in dem die Schweizer im Vordergrund des Geschehens erscheinen, hat sich die volle Gewalt der ganz West- und Südeuropa umfassenden Gegensätze enthüllt, und nach einem halben Jahrhundert unaufhörlicher Kämpfe erst fängt die in den Jahren 1494—1495 aufgeregte Welle wieder an sich zu beruhigen.

ZÜRICH ERNST GAGLIARDI

□□□

Winkelmann mag vielleicht auch das Gefühl für eine gewisse antike, fast heidnische Großartigkeit in der römischen Religion gehabt haben. In seiner Abwendung von dem verkrüppelten Protestantismus, unter dem er in seiner Jugend so oft gelitten, mochte er wohl denken, dass Rom sich mit der Renaissance ausgesöhnt hatte, während das protestantische Prinzip in der Kunst Deutschland um die höchste Tradition der Schönheit gebracht hatte.

Renaissance W. PATER

□□□